

# Manchmal macht Fiktion die Realität erträglicher

Großes Interesse an Lesung von Katja Petrowskaja aus ihrem preisgekrönten Roman »Vielleicht Esther«

Es ist keine Familiengeschichte, auch wenn es Erinnerungsstücke an die eigenen Vorfahren sind; kein Buch über die Vergangenheit, weil die Suche danach in der Gegenwart fußt; und es hat eine Relativierung im Titel: »Vielleicht Esther« heißt der Roman von Katja Petrowskaja, die auf Einladung des Literarischen Zentrums, der JLU-Frauenbeauftragten und der Arbeitsstelle Holocaustliteratur im KIZ zu Gast war. Auch ein klassischer Roman sei das Erstlingswerk, der aus der Ukraine stammenden Schriftstellerin nicht, betonte Moderatorin Marina Gust.

»Es wäre mir lieber, ich müsste meine Reise nicht hier beginnen« liest die Autorin aus dem Prolog und räumt gleich mit der nächsten Kategorie auf. Als Schriftstellerin sieht sich die studierte Literaturwissenschaftlerin nicht. Sie fühle sich, selbst dem Leben zugewandt, zwischen all den »Selbstmördern«, wie Ingeborg Bachmann, den Preis den sie schon hat, und Ernst Toller, die Auszeichnung, die sie im



**Katja Petrowskaja**

nächsten Jahr erhalten soll, nicht wohl. Ihre Reise beginnt in Berlin, in ihrer persönlichen Geschichte Inbegriff von Krieg und Gewalt, wo die Journalistin seit fünfzehn Jahren lebt und anderes erlebt. Das Buch endet in ihrem Elternhaus in Kiew. Am Anfang stehen Assoziationen von Krieg und Gewalt. Gewalt und Erfahrung von Ohnmacht gegenüber der Geschichte ziehen sich bis zum Ende durch. Als das Buch beendet ist, sieht sie via Internet vor ihrem Elternhaus die Toten der aktuellen Konflikte in Kiew. Viele Jahre zuvor ist es ihre Großmutter, die dort von deutschen Soldaten erschossen wurde – ihren Namen kennt Petrowskaja nicht.

So ist es »der Drang, Verlorenes zu suchen«, dem sie nachgibt. Im Zug nach Warschau, so liest sie vor knapp 100 Zuhörern aus dem Prolog, sitzt sie mit einem alten Amerikaner. Auch er ist auf der Suche nach seinen jüdischen Vorfahren – sie selbst, in der vierten Generation ohne die Sprache und die Religion aufgewachsen, fühlt sich nur durch Zufall jüdisch. Eine Su-

che nach dieser Identität sei ihr Buch daher nicht. Jede Familie habe ihre Geschichten, die von Generation zu Generation »serviert« würden, einiges bleibe da immer in der Schwebe. So sei ihr Werk vor allem eines über die Gewalt der Worte. Das Einzige, was ihr etwa von der Tante blieb, ist ein Rezept mit Anmerkungen. Alles andere aber verschwiege die Tante, ihre Schönheit, die sie im Alter hinter einer Schürze verbarg, die Taubheit, in einer Familie, die seit Generationen ein Waisenhaus für taubstumme Kinder führte, oder die Geburtstage der Toten und Getöteten, die sie alle alleine feierte.

---

## Schwindelig vom Zuhören

---

Zu wenig geschwiegen hätten dagegen die eigenen Eltern, zu vieles gab es da, das die Tochter nicht verstehen konnte. So wurde aus einem »Fikus« im Blumentopf der Lebensretter für den Vater. Als Symbol für Heim und Herd von den Nachbarn auf den zum Abtransport bereitstehenden Lastwagen der Wehrmacht gebracht, musste der schließ-

lich zurückbleiben, um dem Neunjährigen Platz zu machen. Daran kann sich der Vater später nicht mehr erinnern, längst aber ist die Topfpflanze in der Geschichte der Tochter der entscheidende Faktor geworden: kein Ficus, keine Rettung, kein Vater.

So sind die sechs lose verknüpften Kapitel des Buches auch die Geschichte einer verlorenen Tochter, die Suche nach Haltung und Halt, eine Form des Gedenkens, auch wenn zwischen der Vergangenheit, wie den 17 Tagen des Großvaters im KZ Mauthausen, und der Realität von heute, in der Fahrradfahrer Gedenkstätten als touristische Ziele besuchen, Welten liegen. Dass den Lesern oder Zuhörern ihrer Texte manchmal schwindlig werde, obwohl gebannt von den sprachlichen Gedankenkapriolen, verstehe sie, gesteht Petrowskaja ein. Es gehe ihr nicht anders. Bewusst habe sie die Deutsche Sprache gewählt sich den eigenen quälenden Fragen zu stellen. Im Russischen etwa sei Fiktion in der Nähe eines Schimpfwortes, aber »manchmal ist es die Fiktion, die die Realität erträglich macht«. Vielleicht war der Name der ermordeten Großmutter Esther. Doris Wirkner